

Berliner Brief.

Von A. Silbus.

Kochbuch verboten.

Kontraste. — Die elektrische Friedrichstraße. — Der elektrische Streik. — Torus gaudens. — Berlin ohne Licht. — Untergrund. — Schwerebahn. — Keine Schwarzen mehr. — Rencontre. Duell. Tod! — Rassenmischen. — Hiballa. — Warum?

Seltene Kontraste! Vor wenigen Tagen wurde die Berliner Bürgerschaft, wurden die Zehntausende der Berliner Fremden von der erfreulichen Tatsache überrascht, daß die Friedrichstraße, die vielgenannte, vieldurchwanderte Friedrichstraße endlich elektrisches Licht habe — und drohend erhob sich gerade in dieser Woche das Gespenst des Generalstreiks in der Elektrizitäts-Industrie. Daran mögen wohl die Wenigsten gedacht haben, als sie das erste Mal die Friedrichstraße bei elektrischem Licht durchwanderten. Nur ein „Endlich“ mag ihren Lippen entfahren sein. Die kritischen Skeptiker und skeptischen Kritiker haben sich nicht mit der neuen Beleuchtungsart der Riesenverkehrsader befreundet; sie meinten, es wäre gut gewesen, daß in der Friedrichstraße manches in Dunkel gehüllt war. Das Auf und Nieder des Berliner Griesentums brachte keine elektrische Bestrafung. Andere, die nicht so kritisch veranlagt sind, meinten: „Seht erst ist's schön in der Friedrichstraße, jetzt erst sieht man so recht, um was es sich handelt des Abends — nach Neune!“ So sind die Ansichten verschieden, ebenso verschieden, wie in all den Kreisen, welche direkt und indirekt mit dem drohenden Generalstreik in derjenigen Industrie zu tun hat, welche als stärkste Lichtquelle für Berlin zu betrachten ist. Ich kann es in dem Augenblick, da ich diese Zeilen niederschreibe, nicht vorher sagen, ob am Sonntag, wo man diese Zeilen zum ersten Male zu Gesicht bekommt, der Streik beigelegt oder ausgebrochen ist, zur Stunde sieht die Angelegenheit, wie man ohne Scherz, aber sehr bezeichnend wohl sagen kann, sehr düster aus. 33.000 Angestellte der Elektrizitäts-Industrie sind bis jetzt von der Streikströmung mitgerissen. Man soll sich über die Folgen keine übertriebenen Vorstellungen machen, aber man darf auch nicht zu oberflächlich darüber hinweggehen. Das Schreckenswort „Berlin ohne Licht“ kann nie in dem Sinne zur Wahrheit werden, wie es die Schwärzer über Tages-Ereignisse austreuen, denn in den Gasanstalten sitzen die Gasarbeiter und reiben sich vergnügt die Hände in der stillen Hoffnung, daß ihr Licht bei einem „elektrischen Streik“ umso heller brennen werde; der Gasman ist diesmal der tertius gaudens. Wie gesagt, es ist nicht abzusehen, ob es so weit kommen wird, möglich, daß schon in wenigen Stunden eine Einigung erzielt wird, so daß die Gefahr „im Dunkeln zu tappen“ verhindert wird, möglich aber, der Jugruim geht so weit, daß der Generalstreik proklamiert wird, dann allerdings könnte das große Räuberwerk der Dynamos und aller anderen Räuberwerke, welche mit den Riesenmaschinen der Elektrizitätswerke verbunden sind, plötzlich still stehen, die große elektrische Gänge nicht mehr weiter, die Warenhäuser lägen des Abends im Dunkeln, die Theater spielten „Die Nacht der Finsternis“. Seltene Kontraste in einer Zeit, die im Zeichen des Verkehrs steht; das elektrische Licht ist der Hauptförderer des Verkehrs. Wenn wir jetzt von dem gewaltigen Projekt der Großen Elektrischen Straßenbahn lesen, so werden wir uns der Bedeutung der elektrischen Kraft so recht inne. Die verkehrsreichsten Stellen der Potsdamerstraße, der Leipzigerstraße und der Straße unter den Linden sollen Untergrundbahnen erhalten. Es ist ein großes Artikel schreiben über dieses jetzt veröffentlichte Projekt losgegangen. Die Techniker äußern sich, die Konkurrenzgesellschaften äußern sich, die Stadtväter äußern sich und der oberste Stadtvater ist bereits interviewt worden. Ich muß sagen, man war recht flott bei der Arbeit, um der „Großen“ ihr Projekt zu „vermitteln“. Pardon für diesen etwas saloppen Ausdruck, aber ich finde im Augenblick keinen andern, der treffend genug darstellt, wie man — wieder so ein Ausdruck — der „Großen“ in die Suppe gespuht hat. Und wie

schön, wie gewaltig erscheint der Plan! Über den Potsdamer- und Leipzigerplatz, durch die Leipzigerstraße, über die Linden eine elektrische Wagen mehr, alles unten durch — und — man staune — oben drüber, denn fast zur selben Zeit taucht wieder das Projekt der Schwerebahn auf. Ich hätte nur einen Wunsch, daß all die schönen Projekte nicht all zu lange in der Schwebel bleiben, denn an einer Kleinigkeit sehen wir, wie lange manchmal etwas in der Schwebel bleiben kann. Da sind z. B. die Schwarzen! Ich meine die Schwarzladierten; das sind, wie man weiß, die Rutscher der Droschken erster Klasse. Merkwürdig lange haben sie ihre Tracht trotz der um sich greifenden Taza-Strömung beibehalten. Alles fuhr weiß, sie blieben schwarz und ohne Taza. Jetzt hat diesem patriotischen Farbenzustand eine Verfügung des Polizeipräsidenten ein Ende gemacht. Vom 1. Oktober ab gibt es nur noch Taza mit weißen Hüten. Die Schwarzen brummen und grollen, aber sie müssen doch den Weißladierten auf ihr Haupt stützen und den Bod bestiegen. Im Kreise der Wenigen, die da noch Schwarz führten, hat die Polizei-Verfügung sehr viel Staub aufgewirbelt, im großen Publikum aber wird die ganze schwarz-weiße Angelegenheit ziemlich spurlos vorübergehen. Anders eine Gerichtsverhandlung, welche soeben die Erinnerung an ein außerordentlich tragisches Ereignis wieder wachgerufen hat. Es handelt sich um einen Zweikampf mit tödlichem Ausgang. Ein junger Russe tötete einen jungen Kolonialmann im Zweikampf, der um ein Mädchen in den Wingerstruben entbrannt war. Der Fall ist allzubezant, als daß ich hier nochmals darauf zurückkommen möchte, er ist in seinen Begleiterscheinungen höchst interessant für den Berliner Beobachter ist nur das Mädchen selbst, welches alles Unheil angerichtet hat. Ein Mädchen allerdings, wie viele, wie Dufende, Hunderte und Tausende. Eine Verkäuferin im Beruf und eine Verkäuferin der Liebe unter gewissen Bedingungen. Schön, fesselnd, ungewöhnlich in ihrer Art sich zu geben. Sie kannte den Russen und kannte den Kolonialmann; dieser erst sieben Monate verheiratet, erkennt sie in den Wingerstruben trotz langer Abwesenheit wieder; sie isoliert mit ihm von dem Tisch aus, an dem sie mit dem Russen sitzt. Rencontre, Duell, Tod! Sie aber raucht aus dem Gerichtssaal hinaus, in dem soeben der überlebende Russe zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde, sie raucht hinaus mit dem Bewußtsein, daß sie die Heldin eines Dramas ist; sie fühlt und denkt anders, sie hat vielleicht einmal etwas von Rassenmischen gehört, die es immer so machen, wie sie wollen. Und nun braucht sie bloß ins kleine Theater zu Hiballa von Webeding zu gehen, und ihr Kopf wird noch mehr verwirrt werden, ihre Herzensempfindungen werden noch mehr getötet werden. Sie sitzt mit dem neuen Liebhaber beim Wein und posiert mit dem alten, und während sie mit dem alten zecht, angelt sie nach einem neuen. Rassenmischen, die sich in punkto Liebe und Verkehr nichts vorschreiben lassen. Nun fragt man vielleicht mit Recht, muß ein Stück wie Hiballa durchaus aufgeführt sein? Wenn man sich unter dem Titel noch irgend eine symbolische Tendenz denken könnte, vielleicht einen purifizierenden Gesamtbegriff; nein nichts, gar nichts es ist ein bösshaftes zynisches Possenspiel, aber nur ein solches, welches sich frant Webeding mit dem Publikum erlaubt. Will er reinigend wirken? Ich glaube nicht. Seine Art ist nicht wie ein Gewitter, welches die Schwüle vertreibt; nein, seine Art ist selbst die Schwüle, die wir vorhin an dem tragischen Ereignis gekennzeichnet haben. Seine dramatische Kraft gleicht keinem Gewitter mit Blitz und Hagel, nach welchem man aufatmet. Man bleibt selbst in der Schwüle stecken. Und wie schön ist ein strammes Gewitter selbst zur Herbstzeit. Die Berliner haben es empfunden just einen Tag, nachdem Hiballa nicht eingeschlagen hat. Das donnerte und bligte, das prasselte und rasselte, das ging in Strömen hernieder, ein Herbstgewitter, wie es Berlin seit langem nicht gesehen hat. Und trübe ließ es weiter die Tage hindurch, eine Hiballa-Stimmung, ohne daß man wagte „Warum?“

Kokales.

* Wiesbaden, 30. September 1905.

Der Monat Oktober.

Der Oktober, von dem lateinischen Zahlwort octo, 8, i. acht, abgeleitet, bildet, wie schon sein Name besagt, bei den alten Römern den 8. Monat des Jahres. Bei uns steht er an zehnter Stelle und führt die Bezeichnung Neb- oder Weinmonat, denn in ihm hält der Winger meistens seine Ernte. In älteren deutschen Schriften wird der Oktober auch vielfach Gylbart genannt mit Bezug auf das um diese Zeit erfolgende Vergilben der Blätter, bei den Holländern aber trägt er den Titel „Brechmaend“, weil man während seiner den Hauf brechen muß. Der Landmann, der im Oktober die Obsterte beendet, wünscht sich diesen Monat recht trüb und regnerisch, heißt es doch in den alten volkstümlichen Reimsprüchen: Hat der Oktober viel Regen gebracht, so hat er auch gut den Ader bedacht. Ist aber der Oktober hell, so bringt er her den Winter schnell. — Der Oktober, mit dem wir in den 2. Herbstmonat eintreten, bringt uns schon frühe Tage und entzieht uns mehr und mehr das Licht der unaufhaltsam abwärts gehenden Sonne. In Flur und Feld macht er mit seinen wilden Stürmen „labula rasa“, reißt die Blätter von den Bäumen und zeigt sich als ein recht rauher und unwirlicher Gefelle, dem es ein wahres Vergnügen zu sein scheint, an dem Verfallsstadium des Herbstes kräftig mitzuarbeiten. Im gesellschaftlichen Leben weiß sich der Oktober schon beliebt zu machen, denn er besetzt der vergnügungsbürstigen Menschheit all die Gemüts wieder, die während der Sommermonate, da die Natur ihre reizvollen Trümmer ausstiebt, nicht zu haben waren. Weit auf thun sich nun von Neuem die Porten der Ball- und Gesellschaftsfeste. Die bequemen Strand-, Tennis- und Bergschuhe werden gegen die eleganten Lackschuhe vertauscht und für das Vogelkonzert in Feld und Wald tritt nun das Harfbesetzte Ballorchester ein, dessen Klänge den lieblichen Wägelchen gleich einem elektrischen Strom durch die niedlichen tanztüftigen Füßchen fahren. Nun sieht man auch bald wieder gern zur Seite des wärmenden Ofens und läßt die Behaglichkeit des Lebens innerhalb der vier Wände, die während des Sommers so gar nicht recht zur Geltung kommen wollte, wieder auf sich einwirken. . . .

* Ueber den Fräbelschen Kindergarten schreibt man uns: Am Donnerstag Nachmittag hielt der Fräbelsche Kindergarten (Inhaberin und Vorsteherin Fr. Brodnow hier) im Saale der neuen Adolfschule sein diesjähriges Kinderfest ab. Wir hatten die Gelegenheit zu sehen und zu hören, welche Fortschritte unsere Kleinen in der bewährten Schule gemacht hatten. Die Fräbelschen Spiele und Lieder wurden alle tadellos und eifrig ausgeführt, und wir gewannen den Eindruck, daß selbst ein lebhaftes Schwer zu erziehendes Kind sich willig und gern den Anordnungen der Tante unterzog. So lange wir unsere Lieblinge in den bewährten Händen des Fr. Brodnow wissen, können wir Mütter uns zufrieden und glücklich schätzen und zugleich für die vielen, unendlichen Mühen aufrichtigen Herzens der Vorsteherin danken. Wir sind daher der Ansicht, daß sich der Fräbelsche Kindergarten seit seines Bestehens eine große Beliebtheit geschaffen hat und daß unsere Lieblinge sehr gut aufgehoben sind.

* Bäderklub „Heiterkeit“. Am 1. Oktober findet im Saalbau „Germania“, Platterstraße 100, eine Refrutenabschiedsfest, verbunden mit Tanz und humoristischen Vorträgen statt.

Moderne — Verlobte — Möbel

berlangen von der Darmstädter Möbelfabrik, Hoflieferant, Heidelbergerstraße 129, Preisliste mit Abbildungen. 300 Zimmer in allen 885/102 Preislisten ausgefüllt und stets lieferbar.

Bedeutendstes Einrichtungshaus Mitteldeutschlands.

Tel. Conrad H. Schiffer, 8693
3046 Hofphotograph, jetzt Tauausstr. 24.

Aufklärung

für alle

Hals-, Brust- und Lungenkranken.

Eine auswärtige Firma offeriert

Galeopsis ochroleuca (Johannisthee)

und verspricht bei Einsendung, von 20 Pf., Porto 10 Pf. (30 Pf.) eine Gratisprobe zu senden. Für diesen Betrag erhalten Sie im Rucipp-Haus Wiesbaden, Rheinstraße 59, schon 1/2 Pfund (ausreichend für eine 14-tägige Kur) dieses bei Erkrankungen der Atmungsorgane tausendfach vorzüglich bewährten Heilkräutes.

Gleichzeitig bringe meine anerkannt vorzüglich bewährten Heilkräuter- und Gesundheitskräuter-Thee's neuester Ernte in empfehlende Erinnerung. 9393

Rucipp-Haus,

Inh.: S. Meyer,

nur 59 Rheinstr. 59 nur

Ihren Winterbedarf

in

Tricot- Hemden, Unterjacken, Unterhosen,

Arbeitshemden,

Damen-Westen, Tricottailen,

Schulterkragen,

Reformbekleider

decken Sie am vorteilhaftesten in dem

Strumpfwaren- und Tricotagenhaus

9423 von

L. Schwenck,

Wiesbaden,

Mühlgasse 11-13

gegr. 1873.



Uhren, Gold- und Silberwaren

empfehlen zu außerordentlich billigen Preisen Ph. Schlosser, Marktstrasse 6. — NB. Reparaturen an Uhren und Goldwaren werden solid und billig ausgeführt. Altes Gold und Silber wird Zahlung in genommen. 8445

OXO BOUILLON

der CIE LIEBIG



FLÜSSIG, SOFORT TRINKFERTIG!
2 THEELÖFFEL AUF EINE TASSE HEISSEN WASSERS.

Katholische Kirchensteuer.

An die Einzahlung der 1. Rate für das 1ste. Etatsjahr wird hiermit erinnert. 6951

Wiesbaden, 25. August 1905.

Die katholische Kirchenkasse.



Nr. 230:

Sonntag, den 1. Oktober 1905.

20. Jahrgang

Morsch.

Roman von Friedrich Jacobien.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Er hatte sie nicht, und er verachtete sie nicht, sie waren für ihn ein Gegenstand des Mitleids, und da hatten sie aber auch ein psychologisches Interesse in ihm zu erwecken vermocht.

Dennoch dachte er noch nicht ernstlich daran, die Gesellschaft der Ausgestoßenen aufzusuchen, aber da kamen just ein paar Gestalten die Gasse entlang geschwankt, mit denen ein Zusammentreffen vielleicht unangenehmer war als ein kurzer Aufenthalt in dem berüchtigten Verbrecherlokal.

Denn dort hielt der Wirth gewöhnlich im eigenen Interesse gute Aussicht.

Schubert schlug den Kopf in die Höhe, brückte seinen Hut tief in die Stirn und stieg die Stufen des Kellers hinunter. Er hatte in diesem Moment das Gefühl der Zugehörigkeit, die unklare Vorstellung, daß ihm unter den Zuchthäuslern nichts geschehen konnte.

Im ersten Moment wäre er dennoch fast zurückgeprallt.

Er hatte sich als Arzt daran gewöhnen müssen, die vielfach verdorbene Luft ärmlicher Krankenzimmer einzathmen, aber was ihm hier entgegenquoll, das war ein geradezu entsetzliches Gemisch von Moder, Fasel, Lampenruß und thierischer Ausdünstung, welches nur dadurch einigermaßen erträglich wurde, daß ein heizender Tabaksqualm die schlimmsten Gerüche auffog.

Die Decke des niedrigen Kellers glitzerte von Feuchtigkeit und Schimmel; in dem aus Ehem gestampften Fußboden waren Löcher in denen das Grundwasser trübe Lachen bildete; die Wände waren ursprünglich mit Kalk beworfen gewesen, aber jetzt grünte überall das schwarze Mauerwerk hervor, und die übrig gebliebene Mörtelfläche war mit unflätigen Zeichnungen bedeckt.

Wenige blinkende Petroleumlampen erhellten sehr nothdürftig den ziemlich tiefen Raum, der mit rohen zerschnittenen Tischen und ebenso primitiven, in die Erde eingerammten Bänken besetzt war; die nicht sehr zahlreich versammelten Gäste saßen in kleinen Gruppen beisammen und hatten fast ausnahmslos Branntweingläser vor sich stehen.

Einzelne aßen von unsauberen Tellern kalte Speisen, die übrigens das Beste in diesem unterirdischen Verlies zu sein schienen.

Der Eintritt des Fremden erregte zunächst nur geringe Aufmerksamkeit.

Der Tabaksnebel war zu dick und die Beleuchtung zu schlecht, um die bessere Kleidung des Gastes sofort erkennen zu lassen, außerdem aber verdeckte der zugeknöpfte Rock und der hochgeschlagene Kragen Uhrkette und Wäsche.

Der Wirth aber, der hinter dem Büfett dicht neben dem Eingang seinen Posten hatte, machte ein etwas verdunkeltes Gesicht und zwinkerte heimlich mit den Augen.

Die Mitglieder der Hamburger Kriminalpolizei waren ihm natürlich sämmtlich bekannt, und ein „Neuer“ konnte das auch nicht sein, denn Neulinge wurden stets von einem älteren Kollegen eingeführt; aber der geübte Blick des Kellerbesizers kannte ebenso rasch, daß sein neuer Gast nicht in diese Ge-

sellschaft hineingehörte, und wenn auch in gewissen heißen Dingen seine Autorität unbedingt anerkannt wurde, so mochte er doch eine unliebsame Szene fürchten.

Schubert trat an das Büfett und sagte ruhig:

„Geben Sie mir ein Glas Bier — wenn Sie welches führen.“

„Das schon“, entgegnete jener, „indessen — — —“

„Nun?“

„Sie sind wohl hier fremd?“

„Allerdings; warum?“

Der Wirth machte ein verlegenes Gesicht und dämpfte die Stimme.

„Es geht mich natürlich nichts an, und wer bezahlt, der kriegt was. Aber Sie wissen vielleicht nicht — hm —“

„Ich weiß“, entgegnete Schubert, „hier verkehren lauter Gentlemen vom besten Auf. Von der Polizei bin ich übrigens nicht.“

„Nein, das sehe ich — aber eben darum. Sehen Sie sich wenigstens in die Nähe vom Eingang, es ist immer besser, die Thür im Rücken zu haben als die Wand.“

Wenn man in die Tiefe des Kellers blickte, dann war es allerdings kein sehr angenehmer Gedanke, sich dahinten in einer Ecke eingeklinkt zu wissen und vor sich ein paar Duzend mißtrauische und gefährliche Verbrecher zu sehen.

Aber Schubert lächelte etwas geringschätzend.

„Wenn man mal vier gute Wände und eine verschlossene Thür um sich gehabt hat, dann legt man auf solche Kleinigkeiten nicht mehr so viel Gewicht“, entgegnete er mit einem bedeutenden Blick. „Da drüben sitzt ein einzelner Herr, dem es vielleicht an Unterhaltung fehlt; bringen Sie mir das Bier nur dort hinüber.“

Die versteckte Anspielung auf eine gewisse Genossenschaft und das sichere Auftreten des Fremden verfehlten nicht ihre Wirkung. Der Wirth trug das Seidel an den bezeichneten, etwas seitwärts stehenden Tisch und wechselte mit dem dort sitzenden Manne einige leise Worte.

Jener nickte gleichgültig und versank wieder in dumpfes Brüten, Schubert aber setzte sich ihm gegenüber, kostete das anscheinend gar nicht üble Getränk und begann mit großer Seelenruhe seine Umgebung zu betrachten.

Die im Hintergrund des Kellers gruppenweis beisammen sitzenden Männer konnten in ihrem Aeußeren einen Unerfahrenen auf den ersten Anblick täuschen, denn sie waren durchweg anständig gekleidet und benahmen sich wie gesittete Bürger, die den sonderbaren Geschmack haben, in einem Lokal alleruntersten Ranges ihren letzten Schoppen vor dem Schlafengehen zu trinken.

Wenn man aber genauer hinsah, dann fielen drei Dinge unangenehm auf.

Die Wäsche sämmtlicher „Herren“ litt unter einer gewissen Unsauberkeit, sie trugen fast alle eine Menge unechter Schmud-

sachen, und ihre Haaren waren ausnahmslos mit Pomade tief in die Stirn gesteckt.

Unter dieser charakteristischen Frisur hatten die Augen einen unstäten Glanz; sie fuhren lauend von einem Gegenstand zum anderen und erinnerten an gefangene Ratten, die einen Ausweg suchen und dennoch vor jeder Bewegung zurückschrecken.

Sehr verschieden von ihnen war der einzelne Mann, den Schubert sich zum Nachbar ausgesucht hatte. Er war äußerlich sehr heruntergekommen, hatte kein einziges heiles Kleidungsstück am Leibe, trug unter der Weste nur ein grobes, fast schwarzes Hemd, und sein blasses, eingefallenes Gesicht war mit langen, dichten Bartstoppeln bedeckt.

Ein Eingeweihter mochte unschwer erkennen, daß die Zeit, wo das Schermesser ihm regelmäßig über Kopf und Wangen gegangen war, noch nicht weit nach hinten lag, und da Leute seines Schlages sonst kein Gewicht auf eine glatte Außenseite zu legen pflegen, so konnte man aus diesem Anzeichen im Zusammenhang mit der augenblicklichen Umgebung einen ziemlich sicheren Schluß ziehen.

Schubert that das auch, ohne viel Umstände zu machen.

Er warf einen Blick auf das leere Glas des Mannes, winkte dem Wirth, es frisch zu füllen und sagte halblaut:

„Sie sind auch noch nicht lange heraus — was?“

„Gibt Sie das was an?“

„Nein, ich meine nur, daß man an diesem Ort davon sprechen kann. Wir sind hier doch sicher?“

„Das kommt darauf an — entgegnete der Mensch vorsichtig. Vor den Greifern — ja. Sind Sie vielleicht einer?“

„Nein.“

„Na, denn wundert es mich, daß Sie hierher kommen. Mit denen da hinten ist es kein Spaß.“

„Möglich“, entgegnete Schubert gelassen — „aber ich denke, daß keiner von ihnen pfeifen wird.“

Der verwilderte Mensch richtete sich ein wenig auf.

„Nein, das ist nicht Mode bei uns, zusammenhalten thun wir alle. Aber wenn Sie mich anhören wollen, für ein Glas Bier mache ich das Maul nicht auf.“

„Höchstens zum trinken“ — lachte Schubert — „warum sehen Sie mich denn so mißtrauisch an?“

„Sie sind keiner von uns.“

Schubert kannte seine Leute und wußte, wie man deren Vertrauen am besten erwirbt. Er hatte noch keinen bestimmten Plan, es war ihm vorerst nur der Gedanke gekommen, einmal mit Menschen zusammenzukommen, denen er seine Vergangenheit nicht zu verbergen brauchte, das war ein seelischer Zwang, der ihn dazu trieb.

Und er griff plötzlich in die Brusttasche.

Dort trug er eine Nummer des internationalen Polizeiangeigers, die ihm auf seiner Flucht in die Hand gefallen war. Sie enthielt seinen eigenen Steckbrief mit einem ziemlich ähnlichen Bilde, aber es war keine Belohnung für seine Einlieferung festgesetzt worden. Später mochte das vielleicht geschehen sein, aber er wußte es nicht und kümmerte sich auch nicht darum.

Jetzt schob er das Blatt seinem Nachbar hin und sagte:

„Sie denken noch immer, daß ich ein Greifer bin oder wenigstens nicht zu Ihnen gehöre; vielleicht ist das ein Beweis für das Gegentheil.“

Der Mann nahm das Blatt und las die ihm bezeichnete Stelle langsam durch. Dann betrachtete er das Bild und stürzte sein Bier mit einem Zuge hinunter.

„Meiner Seel“, das hatte ich nicht gedacht! Also du bist auch eine Nummer und willst über Hamburg entweichen! Na, dann kannst du mir auch noch einen schmeißen, dann bist du auch nichts Besseres als ich, denn für mir und wieder mir lassen die zwölf Männer einen ordentlichen Kerl nicht Wollé spinnen.“

Franz Schubert hatte es voraus gewußt, daß es so kommen mußte; wenn seine Strafzeit auch nur wenige Monate gewährt hatte, sie waren doch alle mit derselben Vertraulichkeit an ihn herangetreten, sie hatten ihn flüsternd mit „Du“ angeredet und ihn hinter den Rücken der Wärtern mit dem Ellenbogen in die Seite gestoßen.

Das war ihm schrecklich gewesen, und es war ihm auch heute noch, als wenn dieser verlumpte Mensch ihm einen Faustschlag in das Gesicht gegeben hätte.

Aber daneben wurde ihm klar, daß er es ertragen mußte, und daß es einen Zweck förderte, der bis jetzt nur unklar seinen Gedanken durchkreuzt hatte.

Zum Teufel auch, niemand macht mit den Lumpen eine Gemeinschaft, wenn man nicht irgend etwas von ihnen begehrt.

„Du hast recht, Kamerad“, entgegnete Schubert nach einer kleinen Pause, „wegen Apfelmausen machen die Herren vom Gericht keine so großen Umstände; aber es kommt doch darauf

an, was man unter einem ordentlichen Kerl versteht. Mit deiner Haarfrisur kannst du noch keinen Staat machen, aber vielleicht ist deine Geschichte drum gar nicht so uneben. Willst du sie mir erzählen? Auf ein paar Glas Bier soll es dabei nicht ankommen.“

Der anscheinend erst kürzlich entlassene Sträfling zögerte noch.

„Wer fragt, der kann auch anfangen“, sagte er mürrisch, und Schubert nickte.

„Mir auch recht; mich haben die Gerichte hineingeritten. Ein kleiner Meineid.“

„Der Teufel soll das Schwören holen, damit fallen die meisten herein — natürlich will man einen Kameraden nicht stecken lassen, und hinterher ist die Geschichte fertig. Bei mir handelt es sich um die Weiber.“

Der frühere Arzt rückte ein wenig beiseite, und der andere lachte zynisch.

„Nein, mein Junge, nicht so wie du denkst — keine Gemeinheit. Aber so wüßt wie ich heute aussehe, einen Schab hatte ich doch, den wollte mir einer abspenstig machen. Es war auf dem Tanzboden, und getrunken hatten wir auch — weißt du, wie das hergeht?“

„Ich weiß es“, sagte Schubert und legte seine Arme weit über den Tisch, „ich bin in den Tiroler Bergen groß geworden. Man ruft seinen Gegner vor die Thür, und dann kommt der Schlagring.“

„Oder das Messer, Kamerad! Es thut nicht mal noth, daß man vor die Thür geht, auf dem Tanzboden passiert's auch. Rucks unter die fünfte Rippe, ohne zu überlegen — aber wo das Herz sitzt, weiß einer doch.“

Schubert nickte mit einem finsternen Lächeln.

„Dann schon sein, daß ich die Stelle kenne. Aber sie haben doch wohl einen Todtschlag daraus gemacht, sonst wäre es an den Kragen gegangen.“

„Ein ehrlicher Todtschlag, wie er im Buch steht. Mein Vertheidiger wollte sogar eine Verrücktheit daraus machen, aber da sagte ich „stop“. Wüthend bin ich gewesen, aber nicht verrückt, mein' Seel'. Und dann hatte ich fünf Jahre Bucht-haus weg.“

Abgelesen?“

„Mit dem Schalltag, der darin steckt. Bei euch in Oesterreich müssen die Spinnhäuser schlecht gebaut sein, hier im Reich geht es nicht so fix mit dem Durchbrennen. Die Lebenslänglichen riskiren es mitunter, von dem Posten todgeschossen zu werden, aber fünf Jahre gehen herum.“

„Langsam“, sagte Schubert und biß die Zähne zusammen, „verflucht langsam. Ich habe es nur ein paar Monate ausgehalten, dann riskirte ich die Kugel.“

Der andere — er wurde von dem Wirth, der Bier brachte, „Lude“ angeredet — schüttelte den Kopf.

„Das ist Geschmachache. Schuften muß man draußen und drinnen, drinnen vielleicht ein bißchen mehr. Ich habe ja auch welche kennen gelernt, die sich Gedanken machten, aber das waren solche, die wirklich was Schlechtes hinter sich hatten. Na, mein Junge, ich wollte ganz gerne einen Strich darüber machen, aber das verfluchte dicke Ende kommt, wenn einer wieder draußen ist.“

Er hielt inne und warf einen Blick in die Tiefe des Kessels.

Die dort Sitzenden hatte anfangs herübergäugelt und die Köpfe zusammengesteckt; als sie dann den Fremden mit einem der Thränen flüsternd sahen, schienen sie sich wieder zu beruhigen und kümmerten sich nicht weiter um das Paar.

„Siehst du“, sagte Lude nach einer kleinen Pause zu seinem Gegenüber, „möchtest du so einer werden wie die da hinten? Ich kenne nur einige von ihnen, aber ich weiß, was sie alle sind. Schlechte Kerle sind's, elende Lumpenbunde, die von dem richtigen gemeinen Verbrechen leben. Habe ich einen Groschen davon gehabt, als ich dem Kerl das Messer in den Wanst rannte? Hat man dir einen braunen Lappen versprochen, als du — na ja, ich weiß es nicht, aber ich kann's mir nicht vorstellen, du siehst mir zu anständig dazu aus. Aber was hilft das alles?“ —

„Es hilft nichts!“ sagte Schubert, der den Mann vollkommen verstand, und Lude schlug mit der harten Faust auf den Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Behandlung von Gallensteinleiden

ohne Morphium, Opium, Dextrin, Operation.

Clemens Lehmann, Nerostraße 46, 2.

Sprechstunden: Vormittags 1/2 10 — 1/2 12, Nachmittags 3 — 5 Uhr.

Weiteres besagt Gratis-Broschüre. 7113

Ferien zu Hause.

Skizze von Maria Hellmuth.

(Nachdruck verboten.)

„Ah, Frau Doktor, was sehe ich — ist das nicht unser Morgenblatt?“

„Sawohl, liebes Fräulein, es ist es. Ich lasse mir die Zeitung nachschicken, um mit meiner lieben Heimatstadt Fühlung zu behalten.“

„O, das sollten Sie nicht, Frau Doktor! Wenn ich reise, dann will ich alles hinter mir lassen, was an den Alltag erinnert. Bekäme ich nun täglich die Zeitung zu Gesicht und die bekannten Namen in Inseraten oder im Lokalen sprängen mir daraus entgegen, würde ich sofort daran erinnert, wie schnell diese herrlichen, abwechslungsreichen Tage vergehen werden und wie bald man wieder auf die kargen, sich immer gleichbleibenden, so furchtbar einseitigen Genüsse, die uns unser Städtchen bietet, angewiesen ist und damit wäre mir die Pause dann gründlich verdorben.“

Frau Doktor lächelt nachsichtig und ein klein wenig mokant. „Wenn Sie mit den „Genüssen“ die wöchentlichen Kaffeekränzchen meinen, haben Sie wohl Recht, der Gedanke an den Klatsch dort könnte einem die Pause allerdings verderben. Aber ich sollte doch meinen, uns wird auch Anderes — Besseres geboten, schon die doch wirklich schöne Umgebung unserer Stadt! Wir dürften auch sagen: Warum in die Ferne schweifen, sieh' das Gute ist so nah! — Ach, mir ist ganz bange nach Hause, und ich wäre gewiss nicht gereist, hätte ich es nicht meiner Erna zu Liebe getan. So ein junges Blut will doch etwas von der Welt sehen und kennen lernen. Außerdem wollte sie sich hier in Ilmenau mit einer Freundin aus Berlin ein Rendezvous geben. — Uebrigens ist da in der heutigen Zeitung eine allerliebste Plauderei, — sehr zutreffend — über das Reisen und die Ferien.“

„O bitte, verschonen Sie mich,“ unterbrach das alte Fräulein beinahe erregt die Sprecherin. „Nicht wahr, aus der Feder des Herrn A? — Ah, ist mir zu scharf, — ich lese die „Plaudereien“ konsequent nicht mehr.“

„Aber, meine Beste, scharf? Nur ehrlich und stets gerecht. Ich pflichte ihm in den meisten Fällen bei. So auch heute: Jeder glaubt, er könne nur fern von Hause Erholung finden und häufig ist das ganz verkehrt. Natürlich nehme ich die wirklich Leidenden und Kranken aus, die in Bädern und Sommerfrischen Heilung suchen, — doch Sie werden zugeben, daß das Reisen heute in den Augen der meisten Menschen gewissermaßen zum guten Ton gehört, und dieses „Reisenmüssen“ ist tatsächlich unflug. Wie oft wird so eine Reise mit den größten Opfern erkaufte, nur um auch sagen zu können: Ich war an der See, oder im Gebirge oder sonstwo. Und das ist es, was die Feder des Herrn A schonungslos geißelt, — ich kann ihm nur recht geben.“

Warum sollte man nicht auch zu Hause frohe Ferien erleben können?“

„Ja, Mama, daß man das kann, beweist dieser Brief, und hätte ich ihn acht Tage früher erhalten, dann säßen wir jetzt auf unserer Veranda zu Hause und nicht hier in Ilmenau.“ Es ist Erna, das verjüngte Ebenbild der noch immer schönen Frau Doktor H. . . Erna, die mehrere Briefblätter in der Hand, mit etwas erbläuten Wangen, doch einem warmen Leuchten in den dunklen Augen zu den beiden Damen tritt. „Ein Brief von meiner Freundin aus Berlin,“ fährt sie fort. „Ich war hr böse, daß sie ihr Versprechen nicht wahr machte, hierher zu kommen und jetzt fühle ich mich tief beschämt. Darf ich ihn vorlesen? Er liefert den besten Kommentar zu deinem Ausspruch: Frohe Ferien zu Hause.“ Und sie liest:

„Liebste Erna!

Du willst so lange die Schönheiten des herrlichen Thüringer Landes preisen, so lange mir erzählen von sagenumwobenen Burgruinen, schäumenden Wasserfällen und sanft hingleitenden Bächlein, an dessen Raube Berggipfeln nicht blühen; — vom ersten Frührot, das die Bergspitzen verguldet, — von träumender Mittagsstunde unter geheimnisvoll raunenden Buchenkrönen und zuletzt von entzückenden Abenden vor dem Kuckhause bei den einschmeichelnden Klängen der Kuckpfeife, — ja, von all dem Schönen willst du berichten, — immer wieder, bis ich es vor Sehnsucht nicht mehr ertragen kann, meine irdische Sinnesänderung bereue und zu dir eile, um gleich dir Körper und Geist am Herzen der Natur zu erfrischen. — So schreibst du und machst mir dadurch für eine kurze Zeit das Herz etwas schwer, aber nicht lange. — — — Nein, meine liebe Erna, eine Pause war's nicht,

die uns — Mama und mich — veranlaßte, unsere geplante Sommerreise aufzugeben; wenigstens keine Pause, wie du sie verstehst.“

Damit du nun aber endlich einsehst, daß all dein Vochen vergebliche Liebesmüh ist, will ich eingestehen, daß eine Reise für uns zur Unmöglichkeit geworden ist, weil wir — kein Geld haben. —

„Kein Geld?“ höre ich dich verwundert fragen. „Aber du hast mir doch geschrieben, daß du seit dem Winter sparst und mir schon im Mai voll Stolz verraten, die zurückgelegte Summe werde bei bescheidenen Ansprüchen zu einem vierwöchentlichen Aufenthalt in den Thüringer Bergen reichen.“ So du, — um mit dem zugereisten Knecht aus Rossengers großartigen Sonntagsbriefen — Erbsegen — zu sprechen. —

Darauf ich: „Ja wohl, Schatz, das stimmt genau, doch jetzt ist das Geld fort.“ Und da du nun schon so viel weißt, mögest du auch das Ganze erfahren, obgleich ich mir gelobet hatte, nicht davon zu sprechen. Unsere Reise war festbeschlossene Sache. Mein Urlaubsgesuch vom Chef bewilligt, und vom 15. Juli bis 15. August inkl. wollte deine Freundin — die geplagte Direktrice — —

„Direktrice?“ fragt das alte Fräulein mit eigenläufiger Betonung.

„Direktrice!“ bestätigt Erna nachbrüchlich. „Erste Direktrice in einem bedeutenden Modewarengeschäft der Residenz. Wir besuchten gemeinsam die Charlottenschule in Berlin. Meine Freundin verlor den Vater und um schnell Geld zu verdienen, verwendete sie ihr bedeutendes Zeichentalent zum Musterentwerfen für Balltoiletten und dergleichen.“

Erna sieht fast herausfordernd auf das als sehr hochmütig bekannte Fräulein und fährt dann in der Letztüre ihres Briefes fort:

„Die geplagte Direktrice, alle Sorgen, allen Geschäfts-trübel hinter sich lassend, wollte sich mit dir in Wald und Flur herumtummeln, während die lieben Mütter in beschaulicher Ruhe in irgend einem lauschigen Säßchen plaudern. Ich sah mich schon immer da draußen in der schönen, weiten Gotteswelt ledig aller Pflicht — — —

Und dann eines Tages — ich garnierte mir gerade einen Reisehut — kam Grete Sterns Mutter zu uns; sie sah furchtbar gedrückt und traurig aus. Mein erster Schreck war, es könne Grete etwas zugestoßen sein. Ich hatte sie lange nicht besucht, was mir auf einmal beschämend zum Bewußtsein kam.

Die arme Grete! Denkst du, Erna, noch daran, wie wir drei auf der Schulbank saßen, — unzertrennliche Gefährtinnen, — stets eins bei allen dummen Streichen, aber auch stets eines Sinnes, wenn eine der anderen helfen konnte? Und die Lustschlösser, die wir bauten! Gretens waren immer die kühnsten. Sie mit ihrem hochstehenden, poetischen Geist, glaubte felsenfest an ein großes, märchenhaftes Glück, das die Zukunft für sie im Schoße berge. — Und schien es nicht, als sollten sich ihre Träume verwirklichen?

Wie war sie glücklich, als sie sich verlobte! Mit welcher Freude hing sie die Schulmeisterin an den Nagel! Nun, schwer genug mußte sie es sich auch werden lassen, hatte sie doch noch für ihre tränkliche Mutter zu sorgen.

Was Wunder, daß sie selig war, die Gattin eines prächtigen Mannes zu werden, der ihr neben seiner Liebe auch ein sorgenloses Leben bot.

Und dann dies kurze Glück! Ein einziges Jahr. — Wenn ich daran denke, schießen mir heute noch die Tränen in die Augen. Es muß furchtbar sein, so aus allen Himmeln gestürzt zu werden. Besser, erst gar nicht in solchen Himmel kommen!

Sie hatten so glücklich gelebt, — auf einmal die kurze, jähe Krankheit, — drei Tage und er liegt im Sarge. — Dann wird das Würmchen geboren. — — —

Ich habe damals nicht geglaubt, daß Gretchen mit dem Leben davon kommen werde, doch ein Menschenherz kann manchmal viel ertragen. Aber was ist auch von ihr geblieben? Ein geknicktes Weib, das sich nicht aufzuraffen vermag zu neuem Leben, neuem Streben. Dazu das graue Gespenst der Sorge und Not neben ihr, denn sie besitzt nichts, gar nichts, sie bekommt nicht die kleinste Pension, da der Verstorbene eine Privatstellung bekleidete. Doch ich schweife ab. Auch sind die traurigen Verhältnisse nicht unbekannt, wenngleich du, die Tochter gutsituerter Eltern, dir wohl kaum den rechten Begriff von solcher Not machen kannst. Ist es schon immer schwer für eine Frau, sich ihren Unterhalt selbst zu erwerben, so ist es in diesem Fall dreifach schwer, — krank, elend an Leib und Seele, und dazu noch die Sorge für das Neugeborene. — Also, Gretens Mutter ist da. Auf unsere teilnehmenden Fragen bricht sie

in Tränen aus. — Gretchen bleibe so hilflos, klagt sie, sie vermöge sich nicht zu erholen. Das Kind sei auch tränklich und gar so unruhig.

Der Arzt habe Landaufenthalt verordnet, gute Luft und sorgfältige Pflege — — —

„Das wäre aber auch das Beste!“ rufe ich. „O ja!“ sagt sie und lächelt schmerzlich bitter. Ich verstehe dies Lächeln. Auch ich habe manchmal so gelächelt, wenn man mir Ratschläge gab, die auszuführen für einen armen Menschen zu Unmöglichkeiten gehörten, — damals, als der Vater gestorben war. —

„Gott, wenn man ein so einziges, geliebtes Kind hinschwinden sieht und kann nicht helfen,“ jammerte sie leise und ringt die Hände. „Ich habe Tag und Nacht nachgesonnen, wie es zu ermöglichen wäre. Einhundert Mark! — Damit würde ich es einrichten, so vier Wochen Landaufenthalt. — Ganz heraus müßte sie, — hier in der Wohnung erinnert sie alles an ihren Verlust. Und mit der Pflege hapert's auch, es ist ja alles so teuer. — Und wenn man sich sagt, was hundert Mark gar sind für reiche Leute, wie oft sie wohl verschwendet werden und wieviel sie hier nützen könnten, denn ohne Gesundheit kann doch nicht an Verdienst gedacht werden.“ —

Sie hat früher niemals geklagt, der tiefe Gram öffnet ihr die Lippen. —

Hundert Mark! sagt sie, und ich besitze dreihundert, bin gesund und will eigentlich nur zum Vergnügen reisen, denn ausruhen kann ich mich auch zu Hause. Mutter sieht zu mir herüber mit einem Blick so eigen — — — Ich weiß, was sie denkt, aber ich schlage die Augen nieder.

Wie habe ich mich auf diese Reise gefreut! Seit dem Winter habe ich die Tage gezählt, seit ich dazu sparte! — Aber zwischendurch sehe ich Gretens hilfliche Gestalt mit dem Kinde im Schoß. — — Dann ist es auf einmal als spreche jemand neben mir die Worte:

Und wer dir seine Brust erschließt,

O tu ihm, was du kannst, zu lieb — — —

Da bin ich aufgesprungen, habe das Päckchen mit dem Ersparten aus dem Schubfach genommen, Mutter in die Hand gedrückt und bin hinausgelaufen.

Die beiden, so langjährige, vertraute Freundinnen machten das besser unter sich allein ab.

Eine Stunde später ging unser Gast heim, zwar noch heiß das Gesicht von den reichlich vergossenen Tränen, doch nicht mehr mit dem Ausdruck trostlosen Jammers in den Augen, ein leises Hoffen war darin aufgedämmert.

Natürlich hat sie das Geld nur als Darlehen und auch erst nach langem Sträuben angenommen, doch die Mutterliebe besiegte ihren Stolz.

Und so, meine liebe Erna, weißt du nun, warum ich oder vielmehr wir zu Hause geblieben sind. Aber denke nicht, daß es mir schwer wird, — im Gegenteil.

Wenn ich an jedem Nachmittage mit Mama hinaus nach Johannistal fahre, wo Grete mit Kind und Mutter eine Sommerfrische bezogen, und ich dann sehe, wie ihre eingefunkenen, trüben Augen aufleuchten, sobald sie uns das kleine Kerlchen zeigt, das gar nicht mehr so gelb und runzlich aussieht, wie zuvor, wie auch ihr bleiches Gesicht sich etwas rötet und rundet; und wenn sie mir dann die Hand drückt und sagt: „Wie soll ich dir danken! Aber laß mich nur erst ganz gesund sein, dann trage ich meine Schuld ab.“ — Sie denkt also wieder an eine Zukunft! — siehst du, Erna, dann fühle ich mich so beglückt, so wohl, daß die Ferne nicht mehr lötet.

Und Blumen blühen auch hier im Waldesgrund, auch hier säuseln die Baumkronen lind und traut, man muß ihrer Sprache nur mit offenem, zufriednem Herzen lauschen.

Nun lebe wohl! Schide uns nur weiter so schöne Reiseberichte; ich lese sie unserm Gretel vor und auch du würdest doppelte Freude empfinden, könntest du sehen, mit welchem Interesse sie zuhört.

Eine Empfehlung deiner sehr verehrten Mama und an dich tausend Grüße von deiner

Elisabeth.

Erna hat geendet. Sie lehnt ihren Kopf an die Schulter der Mutter.

„Das ist Edelmüt!“ sagt sie leise. Und dann mit feuchten Augen aufschauend: „Mama, du wirst auch helfen, nicht wahr?“

Frau Doktor streicht mit liebevollem Lächeln über die feuchtgänzenden Augen der Tochter. „Ganz sicher, mein Kind! Daß uns nur überlegen, in welcher Form.“

Das alte Fräulein räuspert sich, als drücke etwas in ihrer Kehle.

Wunderliche Menschen! — Edelmüt? Pah — einfach überspannt. — — — Ein halbes Jahr sparen und dann quasi wegschenken. — — — Ob's noch wahr ist?! — Viel leicht gar ein schlauer Trick — — —
Aber Fräulein von A. — — — spricht ihre Gedanken nicht aus — Doktors sind manchmal so eigen. — — —

Räthsel und Aufgaben.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Schieberäthsel.

Schwerin
Eisenach
Greis
Schatten
Rastatt
Tantalus
Triton
Gesele
Sandwich
Graecien
Einhorn
Gilbric
Basis
Buschmann
Betrugen
Traum
Weinstein

Wir hatten gebauet ein stattliches Haus.

(August Vinger.)

Buchstaben-Doppelräthsel.

Gram = Wagram
Say = Aysay
Vloß = Sproß
Ring = Serring
Land = Irland
Wade = Nomade
Wand = Gewand
Roth = Tarot
Iris = Oiris
Gold = Nagold

Washington.

Rebus.

Eile mit Weile.

Gesetzlich geschützt!

Rabatt-Karte

D. R. G. M. 102681

von

Carl Claes

Wiesbaden, Bahnhofstrasse 10.

Wäsche, Weißwaren, Unterkleider
Strumpfwaren, Handschuhe

— Eigene Näherei und Strickerei. —

Anweisung. Ich verabfolge auf Verlangen bei Barinkäufen für je 50 Pfg. des bezahlten Betrages eine Rabatt-Markte im Werte von 2 Pfg. Diese Marken klebe man in die auf der Innenseite der Rabatt-Karte vorgedruckten Felder. Sobald die 100 Felder besetzt sind, zahle ich für die Rabatt-Karte

2 Mark

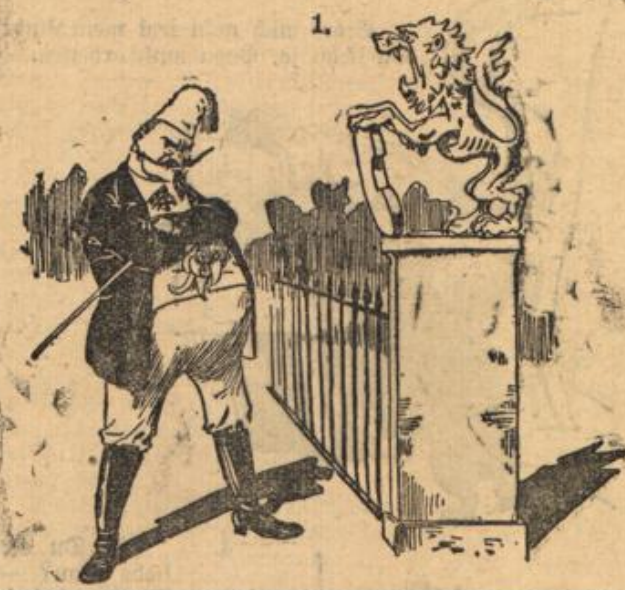
in bar.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Nachdruck verboten.)

Die Macht des menschlichen Auges.



Boshafft.

Erste Freundin: „Eine Kartenlegerin hat mir heute prophezeit, daß ich alt werde.“

Zweite Freundin: „Da hat sie recht, ich finde auch, daß Du alt wirst!“

Bei der Pfändung.

Gerichtsvollzieher: „Sie sollen auch eine Badeeinrichtung haben, wo ist die?“

Herr (auf die Waschkübel deutend): „Bitte, hier!“

Blick in die Zukunft.

Mutter (die ihre Tochter beim Studium der Militär-Rangliste findet): „Else, was machst Du da?“

Wackisch Else (deren Vetter eben bei den Kadetten eingetreten ist): „Ach, ich rechne nur aus, wann ungefähr Herbert Hauptmann wird.“

Modernes Rittertum.

— „Sie zweifeln noch, gnädiges Fräulein? . . . ha, wenn ich Ihnen meine Liebe durch eine Lat beweisen könnte! — wenn ich Sie in Sturm und Wetter träge, den Elementen schußlos preisgegeben! . . .“

— „Et . . . und was würden Sie tun?“

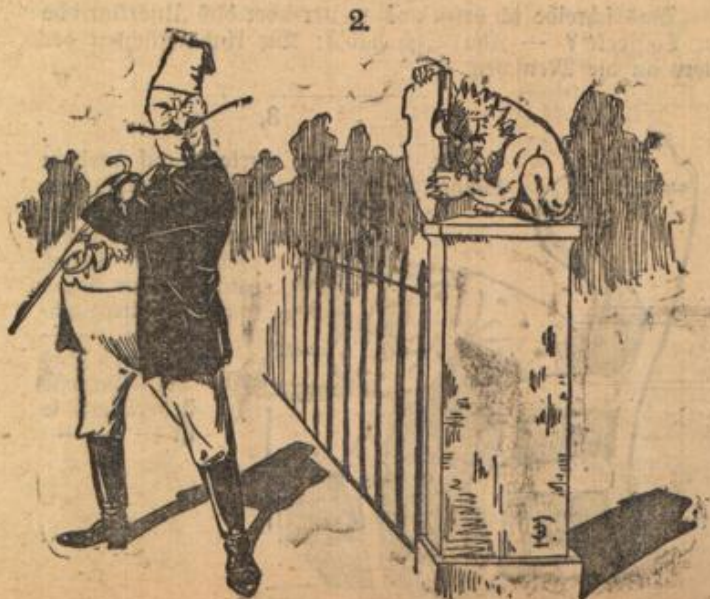
— „Keinen Schirm würde ich Ihnen anbieten, gnädiges Fräulein!“

Hu!

— „Die Villa, die sich der Dr. Müller gekauft hat, scheint ja fürchterlich voll Ungeziefer zu sein.“

— „Nicht möglich, es ist doch ein ganz neues Haus.“

— „Mir ist es auch unbegreiflich, aber es muß doch sehr schlimm sein, denn er hat mir selbst erzählt, daß er sich ein paar 'Juder' anschaffen will.“



*** Sehr fatal. ***



Sehr fatal.

(Text zu nebenstehendem Bilde.)

„Jetzt, wo meine Gnädige ins Bad geht, muß mein Franz zur Waffenübung.“



In der Buchhandlung.

Kommis: „Dieser Roman, mein Fräulein, beginnt ungemein spannend.“ — „Und endet?“
„Auf der vierhundertzwanzigsten Seite.“



Schlau.

Herr (der von einem Arbeiter vom Tode des Ertrinkens gerettet worden ist): „Sie haben mir das Leben gerettet, lieber Mann, fordern Sie als Belohnung dafür eine beliebige Geldsumme.“

Arbeiter: „Geben Sie mir so viel, wie Ihnen Ihr Leben wert ist.“

Der kurzsichtige Gelehrte.



1.

„Was schreibe ich denn noch weiter über das „Unerklärliche der Tierseele“? — Aha! Ich hab's: Die Anhänglichkeit der Tiere an die Menschen.“



2.

Störe mich nicht jetzt mein Kind! Du siehst ja, Papa muß arbeiten.



3.

Na, wenn du partout auf meinen Schooß willst, Mariechen, so komme her. Nun mußt du aber auch ganz ruhig sein, mein liebes Kind, denn Papa muß sehr tief nachdenken. —
Also: Das Rätselhafteste in der Tierseele ist — — —



4.

Bist Du es, liebe Frau? — Es ist gut, daß Du kommst. Nimm mir doch das Mariechen hier fort, es stört mich!
„Lieber Mann, das ist ja der Woppel!“
„So? Hm! Also ein neuer Beweis für das „Unerklärliche der Tierseele“! Wirklich über- raschend!“

Der Mann mit den Glasäugen.

Seine Jagdgeschichte von E. Sturm.

Man pflegt alten Forstleuten in der Regel nachzusagen, daß sie unter Umständen ein ganz klein wenig aufschneiden. Vielleicht mit Unrecht. Ich weiß das nicht so genau. Bei meinem alten erprobten Freunde, dem Förster Pluntermann, war dies jedenfalls nicht der Fall!

Er erzählte ja zwar auch Geschichten, tolle Geschichten sogar, aber nur solche, die er wirklich persönlich durchgelebt hatte, und bei solchen ist jeder Verdacht des Aufschneidens ja selbstverständlich ausgeschlossen.

„Wie weit man es durch festen Willen und eiserne Energie im Leben bringen kann, meine lieben Herren“, meinte er z. B. kürzlich mal, als wir nach einer sehr ertragreichen Hasenjagd im warmen Waldwirthshause beim Grog saßen, „das habe ich so recht überzeugend seiner Zeit an meinem eigenen Forstgehilfen Nehwald erfahren, der leider jetzt schon längst im Grabe ruht“, hier wischte sich der alte ehrliche Pluntermann eine Träne von der Nase, „sonst könnte er Ihnen hier noch als lebender Beweis für die Wahrhaftigkeit meiner Erzählung vor Augen treten!“

Dieser Nehwald also war nämlich leider einäugig auf die Welt gekommen! Da er aber im übrigen sonst ein sehr anständiger Charakter war, so nahm ich ihn trotzdem in meine Dienste, machte aber sofort bei seinem Eintritt zur Bedingung, daß er das Versäumte nachholen und sich bei meinem Freunde, dem künstlichen Glasäugenfabrikanten S. in L., von welchem ich schon seit vielen Jahren die vorzüglichsten und absolut natürlichen Augen für die von mir auszustopfenden Raubtiere bezog, ebenfalls ein solches Ding einsehen lassen sollte, denn ich habe von jeher darauf gehalten, daß meine Untergebenen sowohl äußerlich anständig aussehen, als auch ein scharfes Auge auf alles werfen, was um sie herbeigeht!“

„Na, das Einsehen des Auges machte denn ja auch weiter keine Schwierigkeiten, und da der junge Nehwald ein Mensch von ungewöhnlicher Energie und Willensstärke war, andere Leute nehme ich überhaupt nicht in meinen Dienst, meine Herren, so gelang es ihm denn auch allmählich durch unermüdeliches Aßen und Probieren es dahin zu bringen,

daß er mit seinem künstlichen Auge fast ebenso scharf und sicher sah, als mit dem natürlichen! Man hat ja ähnliche Beispiele bekanntlich auch bei Leuten, die durch irgend einen Unglücksfall ein Bein oder eine Hand eingebüßt haben; ich brauche wohl nur auf Göt von Verlichingen zu verweisen mit seiner eisernen Faust. Aber Zähigkeit und Ausdauer gehört allerdings dazu, meine Herren! Eiserne Ausdauer!“

„Also schön! — Nun besaß aber mein kleiner Nehwald — Gott hab' ihn selig — eine einzige, recht üble Gewohnheit, die er leider mit manchen anderen Menschen teilte, meine Herren“, hier nahm Pluntermann ein tüchtigen Schluck Grog zu sich, „er war den geistigen Getränken ein bißchen sehr zugetan! — Und so kam es denn, eines schönen Abends, wie er des Guten mal zu viel geleistet hatte, daß er beim Zubettgehen, wo er selbstverständlich stets sein künstliches Auge herauszunehmen und ins Wasser zu legen pflegte, mal in sehr naheliegender Verwechslung der Begriffe, denn er hatte sieben Glas Grog getrunken, meine Herren! sein natürliches Auge herausnahm und dasselbe ins Wasser legte! Worauf er dann, schwer bezechet, wie er war, in festen Schlummer, in den sogenannten „Schlaf des Bezechten“ versiel!“

„Sie werden es mir erlassen, meine verehrten Herren, den Schmerz und den Kummer zu schildern, welchen ich empfand, als ich meinen braven und überaus tüchtigen Gehilfen am andern Morgen ganz verzweifelt auf seinem Betttrand sitzen und vor sich hinstarren sah!“

„Aber sehen Sie, auch in diesem Fall bewährte sich nun wieder die alte Erfahrung, daß Ausdauer und Zähigkeit stets gute Folgen zeitigen, denn hätte Nehwald nicht vorher mit seinem Glasauge mühsam das Sehen erlernt gehabt, so wäre er jetzt total blind gewesen!“

„Wie die Sache jedoch lag, ertrug er seinen Verlust mit Manneswürde, ließ sich nach einigen Wochen ein zweites künstliches Auge einsehen, lernte auch mit diesem — infolge der vorhergegangenen Übung — bald scharf und sicher sehen und war mir noch Jahre hindurch ein treuer und zuverlässiger Gehilfe, bis ihn leider eine Wilddiebskugel traf und ich ihm selbst beide Glasäugen zugeedrückt habe!“



Mit glücklichen Sachsen.

Wir in Sachsen läwen wie die Götter,
Nur bei uns gibt's noch Gemiedlichkeit.
Schbodd nur, Ihr außerächt'schen Schbödder,
Euer Schbodd is doch nur reener Reid.

Mit in Sachsen hamn die scheensten Mächens,
Hamn die schönste Sprache! Ei, nu ja.
Doch mir em ob solchen reichen Segens
Gar nich schdolz, Gemiedlichkeit bleiw da.

Andre Leute reisen viele Meilen,
In das Wunderland, die scheene Schweiz.
Awer mir? Mir könn' derheeme weilen,
Denn mir hamn 'ne eigne sächs'sche Schweiz!

Un der Gasse! Heernse, nee, weef Gnebbchen,
Gibb's wo anderscht so ä Götterdrank?
Drinkd wo anderscht Eener wohl sechs Debbchen,
Nur im Handumdreh'n auf eener Bank?

Ja, mit Sachsen läwen wie die Götter,
Denn nur Götter bring'n das Kunstschick hin,
So'n Gasse zu braun — hört Ihrsch, Ihr Schbödder —
Ohne eene Gassebohne drin!

Harry Nisch.



Durchschaut.

Dame (zum Bewerber): „Ihr Antrag ehrt mich sehr, Herr Baron . . . aber über mein Vermögen habe ich bereits anderweitig verfügt!“

Neue Krankheit.

In einer Oper will der Feldtenor das hohe C mit besonderer Kraft herausmettern, klappt aber dabei mit der Stimme um. Da erschallt es plötzlich von der Gallerie herunter: „Männchen, Sie haben wohl bei Podagra im hohen C!“

Höchste Liebe.

„Also, Sie haben eine Braut in Amerika zurückgelassen? Glauben Sie denn, daß Sie je wieder mit ihr zusammen kommen werden?“ — „Ganz gewiß, und wenn ich mich durch den Globus zu ihr durchkragen soll.“

22

Größenwahn.

Privatdozent: „Teufel, da hab' ich meinen Schirm im Kolleg stehen lassen.“ — Junge Frau: „Sieh' mal an! . . . Du hältst Dich wohl schon für einen Professor?“



Professor: „Donnerwetter, wo habe ich denn nur den Angelhaken.“



Richtig, in der hinteren Rocktasche!“

Ein Vorzug des Fehlers.

— „Frieda ist ein herrliches Mädchen, die möcht' ich zur Frau haben!“
 — „Versuch doch Dein Glück!“
 — „Wenn ich nur die entsetzliche Stumpfnase nicht hätte.“
 — „Gerade darum ist für Dich die Gefahr ausgeschlossen, mit langer Nase abziehen zu müssen.“



~ Verbrecher-Philosophie. ~



— „Also wieder eingebrochen...“
 Strolch: „Mir wär's ja auch lieber, wenn mir die Leute Depots bringen würden!“

Falsch verstanden.

Unteroffizier (zum neu eingetretenen Einjährigen): „Und welchem Beruf gehen Sie im Zivilleben nach, Müller?“
 Einjähriger: „Ich bin an einer Rheberei beschäftigt, Herr Unteroffizier!“
 Unteroffizier: „Aha, also Sprachlehrer sind Sie!“



Ein Gefühls-mensch.

A.: „Was ist denn dem Korrektor F. eigentlich, der weint ja helle Tränen.“
 B.: „Ja, wissen Sie, der ist ein riesiger Gefühls-mensch. Er korrigiert ein Quellenwerk über alte Rittergeschlechter; bei jedem darin vorkommenden Todesvermerk weint er bitterlich.“



Schwieriger Werdeprozeß.

Leutnant (einen ungeschickten Rekruten beobachtend): „Sterk steckt ja bis über die Ohren im zivilistischen Urbrei!“



~ ~ Praktisch. ~ ~



— „Unser Kommiss hat eine so schöne gerade Nase, daß man sie als Lineal zum Unterstreichen gebrauchen kann!“